

LESEPROBE



GEOFF
GEOFF RYMA

POL
POL
WU
WU
WU
WU

RYMAN

GEOFF RYMAN
POL POTS
WUNDERSCHÖNE
TOCHTER

Deutsch von Hans-Ulrich Möhring,
Karlheinz Schlögl und Anne-Marie Wachs

POTS
POTS
WUNDERSCHÖNE
TOCHTER

GEOFF RYMAN

POL POTS WUNDERSCHÖNE TOCHTER

ORIGINALZUSAMMENSTELLUNG

HERAUSGEGEBEN VON

HANNES RIFFEL & KARLHEINZ SCHLÖGL

[QUELLENANGABEN AM SCHLUSS DES BANDES]

© 2014 BY GEOFF RYMAN

MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DES AUTORS,
VERMITTELT DURCH DIE AGENTUR MOHRBOOKS, ZÜRICH

© DIESER AUSGABE 2014 BY GOLKONDA VERLAG GMBH

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

LEKTORAT: HANNES RIFFEL

KORREKTORAT: ANNE-MINOUE FENGLER

TITELBILD: TUOL SENG BY DUDVA [CC]

GESTALTUNG: S. BENEŠ [WWW.BENSWERK.DE]

SATZ: HARDY KETTLITZ

DRUCK: SCHALTUNGSDIENST LANGE, BERLIN

GOLKONDA VERLAG

CHARLOTTENSTRASSE 36 | 12683 BERLIN

GOLKONDA@GMX.DE | WWW.GOLKONDA-VERLAG.DE

ISBN: 978-3-942396-97-4

INHALT

DAS UNBESIEGTE LAND	7
DIE LETZTEN ZEHN JAHRE IM LEBEN DES HELDEN KAI	75
POL POTS WUNDERSCHÖNE TOCHTER AUFGEHALTEN	113 153
HERZLICHKEIT	175
GEBURTSTAGE	197
QUELLENVERZEICHNIS	215



EINE LEBENSGESCHICHTE

für John Lennon,

für Philip K. Dick, für Walter

Ich beobachtete eine Familie von etwa 8 Personen, einen Mann und eine Frau, beide von ungefähr 50 Jahren, mit deren Kindern, so ungefähr 1-, 8- und 10-jährig, sowie zwei erwachsene Töchter von 20–24 Jahren. Eine alte Frau mit schneeweißem Haar hielt das einjährige Kind auf dem Arm und sang ihm etwas vor und kitzelte es. Das Kind quietschte vor Vergnügen.

Das Ehepaar schaute mit Tränen in den Augen zu. Der Vater hielt an der Hand einen Jungen von etwa 10 Jahren, sprach leise auf ihn ein. Der Junge kämpfte mit den Tränen. Der Vater zeigte mit dem Finger zum Himmel, streichelte ihm über den Kopf und schien ihm etwas zu erklären.

Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946, Band XIX, Nürnberg 1948, S. 568f.

Teil I

Die neuen Zahlen

Drittes Kind hatte nichts zu verkaufen als ihren Körper. Sie verkaufte ihr Blut. Ein junger Mann mit grausamem Kriegergesicht – eine Haken-nase zwischen zwei Pausbacken – suchte sie alle zwei Wochen in ihrem Zimmer auf. Er nannte sich ihr Agent, riss in einem fort deftige Witze und trug einen Apparat um den Hals. Der sah aus wie ein Dudelsack, und er hing an ihm und wimmerte.

Dritte vermietete ihren Bauch gewerblich. Sie war billiger als die Glaskästen. In ihrem Leib wuchsen Teile lebendiger Maschinen – Lkw-Getriebe, kleine Haushaltsgeräte. Sie gebar Reklamepuppen, kleine Zeichentrickfiguren, die etwas sangen. Es gab für sie keine andere Arbeit in der Stadt. Die Stadt hieß nach dem Buddha Saprang Song, was »Göttliche Lotusblume« bedeutet.

Wenn Dritte Glück hatte, bekam sie einen Vertrag über Waffen. Die

Bezahlung war gut, denn die Sache war gefährlich. Die Waffen brachen plötzlich, begleitet von großem Blutverlust, aus ihr hervor, meistens mitten in der Nacht: ein Schwall glänzender, gesprenkelter, dunkelbrauner Guppys mit schwarzen, sanften Augen und einem strahlenden, zähnebleckenden Nagetierlächeln. Auch wenn sie sich noch so krank oder erschöpft fühlte, schippte Dritte sie auf der Stelle in Eimer und machte die Deckel fest zu. Wenn sie das nicht sofort getan hätte, wenn sie etwa eingeschlafen wäre, hätten die Guppys sie gefressen. Sie tobten in ihren Eimern herum, während Dritte sie die Treppen hinuntertrug, und fraßen sich gegenseitig auf. Sie musste sich beeilen und sich mit schlurfenden Schritten, so schnell sie bei dem Gewicht konnte, zu den Nachbarn geben. Die Nachbarn bezahlten ihr nur die am Leben gebliebenen. Sie bekam Stücklohn.

Die Nachbarn waren schon seit Generationen auf die Gebiete aus gewesen, die das Volk Drittes bewohnte. Dann hatte das Volk aus dem Großen Land aus unerfindlichen Gründen die Nachbarn mit Waffen beliefert. Drittes Staat hatte sich den Namen »Unbesiegttes Land« gegeben. Es war niemals kolonisiert worden. Dann kamen die Nachbarn und eroberten das Land. Den Süden mit seinen Städten und Bewohnern eroberten sie zuerst. Der Norden kämpfte noch. Die wandernden Dörfer zogen in die Berge.

Dritte war als Kind eines Rebellendorfes aufgewachsen, das in einem Tal verborgen lag. In der Mitte des Dorfes wehte an einer hölzernen Stange die weißgelbe Fahne der Unbesiegtten. Die Frauen hatten die Reisfelder bestellt, während die Männer mit alten Gewehren aus früheren Kriegen in den Bergen Wache hielten.

Der Name »Drittes Kind« war ein Zauber gewesen, der sicherstellen sollte, dass ihre Eltern nicht noch mehr Kinder bekamen. Der Zauber wirkte. Einen Monat nach Drittes Geburt wurde ihr Vater getötet. Von einem Tiger, erzählte man sich. Es gab nur noch wenige Tiger. Sie waren zu bösen Omen geworden. Sie fraßen Menschen.

Dritte sah recht gewöhnlich aus, in ihren eigenen Augen wie auch in denen anderer. Sie liebte Zahlen. Ihr Vetter hatte eine Stelle als Buchhalter. Oft saß Dritte hingerissen und still staunend neben ihm, wenn die Schafgarbenstängel vorwärts und rückwärts sprangen und fächerförmige Zahlenmuster bildeten. Ihr Vetter freute sich, dass sie sich dafür interessierte, lieb und still, wie es sich für ein Kind gehörte. Er zeigte ihr, wie die Schafgarben funktionierten.

Auch Zahlen waren Omen. Sie wurden als Orakel benutzt. Das war eine praktische Sache. Man zählte Reisschößlinge; man sagte Ernteerträge voraus; man bewahrte Samen auf. Zahlen breiteten sich fächerförmig in die Zukunft aus.

Dritte konnte sie lesen. Im Geiste sah sie die Schafgarben, Geisterschafgarben nannte sie sie manchmal, und sie sprossen den wirklichen Stängeln voraus. Wie sie aufschossen und sich verflochten, war zu schnell für Dritte. Die Schafgarben waren blitzartig bei den korrekten Lösungen angelangt, bevor ihr Vetter sie heraushatte.

Wenn jemand Dritte fragte, wie viel Reis in einer Schüssel sei, antwortete sie: »Genug.« Es war immer höflich zu erklären, dass es noch genug Reis gab, selbst wenn es nicht stimmte. Aber wenn es jemand genauer hätte wissen wollen, hätte Dritte antworten können: »Sechsbis siebenhundert Körner.« Die Schafgarbenstängel in ihrem Geiste verrieten ihr dann auf einen Blick, wie viel Platz zehn Körner einnahmen – dargestellt durch soundso viele auf einem Stängel markierte Abschnitte – und wie viel Platz in einer Schüssel war. Die Geisterschafgarben öffneten und schlossen sich wie eine Reihe wedelnder Fächer, schön, ordentlich, wahr.

Während Dritte ihrer Mutter das Essen aufs Feld hinausbrachte, bewegten sich die Schafgarben. Sie verrieten ihr die Anzahl der Reisschößlinge und deren Wuchsgeschwindigkeit. Dritte hatte dann ein Vorgefühl von der Ernte und davon, in wie viel Tagen sie sich alle ausruhen konnten. Sie konnte den wedelnden Fächern nicht folgen, aber sie spürte, wie ihr Geist sie antrieb. Es war angenehm, dieses vage Gefühl, etwas vorwärtszuzwingen. Sie konnte sie schneller sprießen lassen, wenn sie wollte.

So sah sie auch die Welt: als ob die Welt ein Schafgarbenwald wäre, der rings um sie her wogte, als ob Zahlen Blätter wären, die im Wind raschelten.

Dritte redete nicht viel. Dies wurde als erfreulich sittsam erachtet. Sie half überall im Haus mit, ihr fiel das Mithelfen bei der Hausarbeit leicht, und sogar ihre Mutter, die schließlich an sie gewöhnt war, musste über Drittes Ordentlichkeit staunen. Ihre zweitälteste Schwester wurmte das. Aber ihre älteste Schwester war stolz auf sie. Alles an Dritte war ordentlich. Die Matte, die Vase, der Holznapf, der Bratrost, der Tontopf mit saurer Soße: Alles stand an Ort und Stelle. Man wusste, dass Dritte am Werk gewesen war, weil es schön aussah. Nach einem

unsichtbaren Prinzip geordnet, dessen Gediegenheit sogar die Zahlenblinden erkennen konnten.

»Unsere kleine Prinzessin«, pflegte ihre ältere Schwester sie zu nennen. Nur Prinzessinnen in Märchen hatten Zeit, Blumen zu richten. In diesem Haus gab es keine Blumen, aber es hatte den Anschein, als gäbe es welche.

Die Rebellen waren auf Bildung bedacht. Sie schickten eine Lehrerin in das Dorf Drittes, eine überaus vielseitige Frau. Sie blieb acht Wochen und zwei Tage, dann musste sie wieder in den Krieg ziehen. Das war, wie man immer sagen musste, genug.

Sie sollte den Kindern Lesen und Zählen beibringen. Mit den Buchstaben kam Dritte durchschnittlich schlecht zurecht. Das lag hauptsächlich an ihrer Schüchternheit. Zum Lesen musste man aufstehen und sprechen, und dazu war sie niemals angehalten worden. Die Sprache des Volkes war nicht piktografisch, sondern tonal, jedes Lautzeichen musste Änderungen der Tonhöhe anzeigen. Es war wahnsinnig kompliziert. Dritte interessierte sich für den Bau der Zeichen. Ihre Formen verwandelten sich in ihrem Geiste immerzu in Verhältnisse, die noch keinen Sinn ergaben. Die Lehrerin zwang sie zu sprechen, etwas zu sagen.

»Das gefällt mir«, sagte Dritte, wobei sie auf einen Bogen in einem Zeichen deutete und ihn mit dem Finger nachfuhr.

»Aber wie klingt das Zeichen?«, fragte die Lehrerin hartnäckig.

Dritte verstummte. Enttäuscht fühlte sie, dass sie etwas verkehrt machte. Die Frage erschien ihr sinnlos. Wie das Zeichen klingt? Ein Zeichen klingt? Das braune Gesichtchen und die schwarzen Knopfaugen waren düster vor Verstocktheit und Zerknirschung.

O mein Volk, dachte die Lehrerin bei sich und sah sie verzweifelt an. Es gab so viel zu tun. Sie konnte ihnen nicht böse sein.

Gerade in Mathematik war Dritte merklich hinter den anderen zurück. Zahlen waren für sie immer Teil von etwas. Es konnte sie nur in Beziehung zu andern Zahlen geben, in Beziehung zu wirklichen Dingen. Sie konnten nicht enturzelt und vereinzelt werden. Sie standen in Zusammenhängen, genau wie Menschen.

»Welche Zahl ist das?«, fragte die Lehrerin und hielt eine Karte hoch.

»Zahl in welcher Beziehung?«, murmelte Dritte. Sie versuchte, die Ziffern zu lesen, wie sie die Schafgarben las. Ihre Verhältnisse ergaben keinen Sinn.

»Zahl in jeder Beziehung«, antwortete die Lehrerin. »Einfach die Zahl an sich.«

Dritte starrte sie traurig an, und die Lehrerin machte mit einem anderen Kind weiter. Die Lehrerin unterrichtete die Kinder tagsüber unter einer Bambusüberdachung, sodass sie aus der Luft nicht gesehen werden konnten.

»Eines Tages«, erzählte sie ihnen, »werden die Nachbarn fort sein. Die Nachbarn werden fort sein, und die Fremden werden fort sein, und das Volk wird arbeiten und bauen müssen. Ihr werdet bauen müssen. Ihr werdet arbeiten, zählen, lesen müssen.«

Kämpfer – das musste jeder aus dem Volk sein, das mussten sie alle werden. Darin kannte die Lehrerin sich aus. Dritte war zurückhaltend, anmutig stumm, wie es von den Kindern des Volkes erwartet wurde, und das machte die Lehrerin sehr ungeduldig. Das Volk musste aufhören zu schweigen, wenn es eigenständig bleiben und die Nachbarn und das Große Volk abwehren wollte, die darauf aus waren, die Unbesiegten zu schlucken.

Die Lehrerin machte Dritte zu einem Symbol. Das Symbol besagte: Wenn dieses eine kleine Mädchen zählen lernt, werde ich wissen, dass ich etwas Gutes getan habe. Dritte wurde zu einer Zielscheibe. Es war eine Art Liebe.

Sie behielt Dritte länger da als die anderen. Sie hielt Karten hoch. »Welche Zahl ist das? Welche Zahl ist das, Dritte? Schau doch! Sag mir die Zahl!«

Entsetzt von der Vorstellung, dass sie etwas verkehrt machen könnte, rührte Dritte sich nicht, sagte nichts. Sie hatte niemals etwas verkehrt gemacht, und ihre Lehrerin gab sich so viel Mühe und hatte ihr ganz besonderes Augenmerk auf sie gerichtet. Und Dritte mochte das nicht. Sie hatte dadurch noch eher das Gefühl, etwas verkehrt zu machen.

Nachts schlich sie sich aus dem Haus, stampfte mit den Füßen auf den Boden und schleuderte im Geiste die Schafgarbenstängel wütend gen Himmel, wobei sie sie immer wieder durchsah und versuchte, irgendeine Verbindung zu den Zeichen auf den grässlichen Karten zu entdecken. Selbst dabei weinte Dritte nicht.

Da hatte die Lehrerin eines Tages einen Einfall.

Der Unterricht war vorbei. Die anderen Kinder waren wieder draußen auf den Feldern und schüttelten sich den Wirrwarr aus dem Kopf. Dritte war wieder mit der Lehrerin allein.

»Also«, sagte die Lehrerin. »Heute versuchen wir es einmal anders.« Und sie holte die Schafgarbenstängel hervor.

Nein, dachte Dritte. Lass die aus dem Spiel. »Schau jetzt einmal her, Dritte. Eins. Ein Stängel. Nicht viele Stängel. Nur ein einziger Stängel«, erklärte die Lehrerin, lächelte, lauerte. »Das ist eins.«

Es war, als ob eine Tür sich einen Spalt breit öffnete, und es war, als ob Dritte sie zuschlug. Dritte war schreckensstarr, obwohl sie nicht wusste, warum.

»Weiter, Dritte. Zwei. Zwei Schafgarbenstängel.«

Mit zusammengepressten Lippen raffte Dritte alle Stängel wieder zu einem Haufen zusammen.

»Nein, nein. Zwei. Siehst du? Nur zwei.«

Diesmal griff Dritte völlig blindlings nach den Schafgarben, und die Lehrerin hielt ihr die Hände fest und stieß sie weg. Sie hob die Schafgarbenstängel auf und versteckte sie hinter ihrem Rücken. Dritte versuchte, mit flinken, winzigen Händen an dieser oder jener Seite um sie herumzufassen. Die Lehrerin brauchte beide Hände, um sie abzuwehren. Die Schafgarben blieben hinter ihr auf der Matte liegen. Dritte lehnte sich zurück. Die Lehrerin entspannte sich. Dritte schoss vor und schnappte sich eine Handvoll Schafgarben, und die Lehrerin lachte.

Dritte machte einen Fächer, je ein Schafgarbenstängel zwischen zwei Fingern. Kopfschüttelnd und noch immer leise vor sich hin lachend packte die Lehrerin die Schafgarben und benutzte sie als Hebel, um Drittes Finger auseinanderzubiegen.

»Setz dich!«, sagte die Lehrerin und stieß Dritte zurück. »Also. Eins. Zwei. Drei.« Sie legte die Stängel hin, aber weit auseinander in parallelen Linien, die sich niemals schneiden konnten, wie Dritte wusste. Drei. Drei Stängel zusammen ergaben drei Teile eines Ganzen. Diese nicht. Dritte verstand, und sie wollte nicht verstehen. Als ob sie Fleisch zerrisse, zerteilte die Lehrerin die Zahlen. Sie vereinzelte sie.

Dritte drehte sich um und versuchte wegzurennen. Die Lehrerin kreischte vor Lachen und packte sie und umarmte sie, hielt sie in der Umarmung fest.

»So leicht kommst du mir nicht davon«, sagte die Lehrerin grinsend.

Dritte wollte sie schlagen. Sie wollte heulen und schreien und davonlaufen, aber sie konnte weder das eine noch das andere. Sie war wie erstarrt. Sie würde zählen müssen.

»Nenn mir Zahlen!«, flüsterte die Lehrerin.

»Eins ... zwei ... drei«, sagte Dritte mit gesenktem Blick und mattem, elendem Stimmchen.

Aus irgendeinem Grund war die Lehrerin enttäuscht.

»Ach«, sagte die Lehrerin und ließ die Arme sinken und gab Dritte einen kleinen Klaps. »Gut. Das war einfach, nicht wahr? Jetzt kannst du zählen. Und danach kommen vier und fünf.« Die Lehrerin legte weitere Stängel hin. »Siehst du? Vier und fünf. Sag vier und fünf, Dritte.«

»Vier und fünf«, murmelte Dritte, und alles rings um sie herum schien den Atem anzuhalten.

»Jetzt sag sie alle zusammen, alle Zahlen.«

Lass mich gehen, flehtes Drittes Augen, aber die Lehrerin gab vor, es nicht zu verstehen. Sie machte immer weiter, bis zehn. Am Schluss war es die Lehrerin, die gehen musste. Dritte blieb allein unter der Überdachung zurück. Rasch war es Nacht geworden. Sie traute sich nicht, sich zu bewegen.

Etwas Furchtbares war mit den Zahlen geschehen. Sie funktionierten nicht mehr. Dritte versuchte, die Schafgarben im Geiste zu treiben, aber sobald sie mit einer der neuen Zahlen in Berührung kamen, wurden sie durch irgendetwas behindert. Sie hielten inne und mussten wieder von vorn anfangen oder blieben nackt und schlaff, und Dritte erkannte, dass sie niemals wirklich begriffen hatte, wie sie zu den Lösungen hintanzten. Zuletzt gingen sie fort, wie Freunde.

Mit Trippelschrittchen ging sie zum Haus ihres Veters. Wenn sie rannte, so befürchtete sie, würde sie die Zahlen noch mehr durcheinanderbringen.

Im Hause ihres Veters saß man beim Essen, aber Dritte grüßte nicht und zog nicht die Schuhe aus. Ganz vorsichtig trat sie an ihren Vetter heran, ließ sich neben ihm auf die Knie nieder und kauerte sich zu einem angespannten, hilfeschendenden kleinen Ball zusammen. Sie zitterte.

»Drittes Kind, Bäschen?«, fragte er beunruhigt und meinte damit: Was ist los? Er dachte, ihre Mutter wäre gestorben.

»Die Zahlen. Die Schafgarben«, sagte sie und stieß die Worte hervor wie kleine Päckchen.

»Ach so!«, sagte ihr Vetter und lächelte.

»Zeig mir, wie sie gehen!«

»Aber du weißt doch, wie sie gehen.« Dritte sagte nichts. Ihr Vetter nahm sie zärtlich in den Arm, küsste sie auf die Stirn und drückte sie

an seine füllige Brust und sein gestärktes kariertes Hemd. »Deine Lehrerin«, sagte er, »meint, ich soll nicht.«

Er spürte, wie sie in sich zusammensank.

»Du wirst dich mit der Zeit an die neuen Zahlen gewöhnen«, tröstete er sie und schüttelte sie sanft und liebevoll. Es war rührend, dass Kinder sich Kleinigkeiten so zu Herzen nahmen. »Du wirst schon sehen. Es sind neue, moderne Zahlen, und wir können sie gebrauchen, um die Nachbarn zu bekämpfen.« Aber sein Gesicht verfinsterte sich, denn das Kind zitterte unter seinen Händen.

Drittes älteste Schwester kam sie suchen. »Kleine Prinzessin!«, rief sie erschrocken. »Was hat sie mit dir gemacht?« Sie begriffen allmählich, dass etwas zerbrochen worden war.

Manchmal kehrten die alten Zahlen des Nachts zurück, wie Geister kamen sie. Wie Geister waren sie durcheinander und fußlahm. Was sie flüsterten, ergab keinen Sinn. Sie waren traurig, wie Geister eben traurig sind, und versuchten, sich wieder zurück ins Leben, zum Sinn zu kämpfen, aber sie waren hoffnungslos beschädigt.

Dritte hieß sie willkommen und hoffte für sie und wünschte, sie würden wieder gehen wie zuvor. Sie bedauerte sie, und schließlich wurde sie ihrer müde. Sie konnte noch immer die echten Schafgarbenstängel benutzen wie die anderen Kinder auch. Und das war schließlich genug.

Sie erinnerte sich nicht an den genauen Tag, an dem die Lehrerin ging. Sie erinnerte sich nur an den hässlichen Klumpen Freude, den sie spürte, als die Lehrerin fort war. Die Lehrerin zog wieder in den Krieg. Als Dritte erfuhr, dass die Lehrerin umgekommen war, freute sie sich.

Blieb noch der Rest des Sommers. Die Zeit zog sich hin. Es regnete. Die Heirat von Drittes Vetter wurde vorbereitet. Er sollte nach den Monsunregen getraut werden, und Dritte sollte bei den Blumen behilflich sein.

Seine Familie feierte eine Haus-Geburt für ihn. Sein neues Haus wurde geboren, und noch ganz feucht und unter leisen, hauchigen Neugeborenentönen wurde es von Haus zu Haus geführt. Es stolperte auf seinen dicken, faltigen weißen Beinen vor sich hin und trug Fußreifen, während es herumgezeigt wurde. Die Menschen sangen ihm Lieder vor und tätschelten es, und die Kinder ritten auf seinem geduldigen Rücken. Drittes Vetter würde sein heranwachsendes Haus dazu erziehen, seiner neuen Familie Schutz zu bieten.

Die Häuser des Volkes waren lebendig. Sie überdauerten Generationen und hatten Runzeln und dünne Bartfäden hier und da wie uralte Leute. Auf ihren Köpfen trugen sie überdachte Veranden, die Schilfhütten glichen. Sie kannten ihre Familien und sorgten für sie. Man erzählte sich, dass sie sich sogar an die längst Verstorbenen erinnerten und um sie trauerten. Man erzählte sich, sie hätten einen besonderen Totenschrei zur Begrüßung ihrer Familiengeister.

Dritte war unter ihrem Haus, als die Nachbarn kamen. Sie fütterte gerade die Hühner. In ihrer Sprache hießen Hühner »Große dicke Damen in weißen Höschen«. Dritte fütterte sie mit Schnecken, die sie auf den Reisfeldern gesammelt hatte. Sie zählte ihre Eier, und sie wusste, welche Damen am dicksten waren. Sie erkannte ihre Zukunft an ihrem Gewicht.

Es war der erste wolkenlose Tag. Das alte Haus über ihr ächzte und setzte sich ein kleines Stück um. Es ernährte sich von Licht. Sein Schattenriss zeichnete sich scharf im Staub ab.

Plötzlich hörte man ein Trillern. Es kam von den Männern auf dem Berg, und das Haus stand auf.

Ruckartig sprang es auf die Beine, schwankte, und die Weidenkäfige zwischen seinen Beinen zerbarsten und flogen auseinander. Oben war das Krachen stürzenden Geschirrs zu hören. Dritte wusste, dass ihre zweitälteste Schwester neben dem Holzkohleherd gestanden hatte. Sie hörte die Schwester schreien. Dritte rannte hinaus, um zu sehen, was los war.

Im ganzen Tal stießen die Häuser entsetzte Heultöne aus. Die Flutwarnung, die Warnung vor einer Überschwemmung, wieder und immer wieder. Die Hühner rannten kopflos durcheinander. Haie stürzten sich lautlos auf sie herab. Haie, so erzählte man sich, waren einst Menschen gewesen. Das Sonnenlicht schillerte auf ihren schwirrenden Flügeln, und sie waren lang und geschmeidig und mit großen braunen Flecken gesprenkelt, wie alte Leute sie an den Händen kriegen. Dritte sah ihre runden und fröhlichen Gesichter. Sie sah sie lächeln. Wind peitschte ihr ins Gesicht, als sie vorbeiflogen, und sie drehte sich um.

Ein Angriff. Dritte wusste, was bei einem Angriff zu tun war. Sie musste sich im hintersten Winkel des Hauses verstecken und sich in weiße Decken einwickeln. Allerdings hing die Veranda des Hauses jetzt hoch über ihrem Kopf. Ihre Schwester stand krebsrot darauf und jammerte, weil sie sich am Herd verbrüht hatte.

»Schwester, geh hinein!«, schrie Dritte. Das alte Haus trompete erleichtert und schnappte sich Dritte mit seinem Rüssel. Es glaubte, eine Überschwemmung käme, glaubte, es müsste verhindern, dass Dritte zu schwimmen versuchte und ertrank, und so hob es sie hoch über seinen runden, gesichtslosen Kopf und trottete auf höheres Gelände. Der Boden war noch immer feucht. Es gab keinen Staub. Dritte konnte alles überblicken.

Sie sah die Häuser in wilder Flucht immer schneller werden und die großen Füße in schwerfälligem Trott vorwärtswerfen, wobei die Köpfe vor Anstrengung hüpfen. Sie sah die Felder weit draußen, die rennenden Frauen, aber ihre Mutter konnte sie nicht erkennen, und sie sah die Haie. Sie bliesen die Backen auf und pusteten, und wohin sie pusteten, da entstand eine gerade Schneise wie eine Ackerfurche, in der alles starb.

Der Reis wurde braun und verschrumpelte wie brennendes Papier. Eine »Große dicke Dame« fiel zu einem zerknitterten Haufen zusammen, wie ein Ballon, der Luft verliert, ihre Federn rollten sich auf und schmolzen weg. Dritte wusste, wie die Bahn der Zerstörung verlief. Sie wusste, wer als Nächster fallen würde, wer geradewegs die Linie des Todes kreuzte. Sie versuchte, sie zu warnen. »Frau Goh! Frau Goh! Nicht weiterlaufen!«, piepste sie und hörte die Schwäche ihrer eigenen Stimme. Sie hielt nach ihrer Mutter Ausschau. Sie hielt nach ihrer Schwester Ausschau.

Die alten Kanonen auf dem Berg sprangen zurück, rollten wieder vor, und es herrschte ein Krachen und Knallen, dass Dritte schrie und sich die Ohren zuhielt. Teile des gegenüberliegenden Berghangs wurden in Form von Felsbrocken und wirbelnden Baumwipfeln emporgeschleudert. Die Haie piffen Beifall, als wäre es ein Fußballspiel, und strichen dicht über die Kanonen hinweg. Danach schwiegen die Kanonen. Die Haie stiegen am Himmel auf, und das Licht schillerte auf ihren Flügeln, gerade wie bei Libellen. Einen Augenblick lang waren sie fast schön. Dann machten sie kehrt und stießen auf das Dorf nieder. Als sie in den Horizontalflug gingen, wusste Dritte, dass sie direkt in ihrer Bahn war.

Drittes älteste Schwester sprang vom dahinstampfenden Haus ihres Veters ab. In ihrem roten Ginghamkleid schlüpfte sie auf ihren langen, dünnen Beinen zwischen den Häusern hindurch.

»Haus!«, rief sie im Laufen. »Altes Haus! Knie dich hin! Knie dich hin!«

Sie lief von hinten heran, sprang immer wieder daran hoch und versuchte, Dritte zu erreichen. Das Haus war zu sehr außer sich, um es zu bemerken, und Dritte war starr vor Schreck. Dritte sah die Gesichter der Haie, die Reihe lächelnder Mäuler, die Zahl der Zähne. Sie zwinkerten ihr zu und kicherten. Sie bliesen ihre Backen auf wie die vier Winde und pusteten.

Dritte drehte den Kopf weg und spürte, wie der sengende Windstoß des Widerlebendigen an ihr vorbeistrich. Er streifte ihren Knöchel, das Fleisch über dem Knochen warf sich protestierend auf, und unter einem Flecken Haut bildeten sich ölige Blasen. Sie spürte den Rückstrom der Luft, als sie vorbeibrausten. Sie spürte, wie ihr ein Flügel auf den Kopf tippte, fast zart in dem Augenblick. Ein klingelndes, musikalisches Lachen erscholl, ein paar sprühende Töne, die auf Drittes Kind fast schon beruhigend wirkten. Dann sah sie zu Boden.

Ihre älteste Schwester lag da in einer Lache. Das Ginghamkleid hatte sich orange verfärbt. Ihre Haut hatte eine kränkliche, durchscheinend gelbe Farbe, war faltig und zerknittert und weich. Ihre Zöpfe waren ganz verschwunden, Haarsträhnen verwehten im Staub.

Droben stießen die Haie ein unanständiges furzendes Geräusch aus. Sie tänzelten durch die Lüfte und wackelten mit den Hüften, obwohl sie keine hatten. Sie machten sich über die Menschen lustig.

Bald darauf kamen die Nachbarn in den hohlen Bäuchen geflügelter Transporter. Sie waren neunzig an der Zahl, in drei Gruppen. Im Aussehen unterschieden sie sich nicht vom Unbesiegten Volk. Sie hatten die gleiche glänzend braune Haut, und sie waren nicht hässlich. Sie trugen leichte grüne Kampfanzüge gegen die Hitze und hatten Metallbänder an ihre Zeigefinger geschnallt, die Feuer und Licht auf alles spuckten, worauf sie deuteten. Sie trugen auch die zeremoniellen Bajonette, die das Kennzeichen eines echten Kriegers waren. Über ihren Häuptern schwebten die Haie und hielten die flatternden Banner der Nachbarn zwischen den Zähnen.

Drittes Mutter saß im dunkelsten Winkel des Hauses. Sie hatte Dritte und ihre zweitälteste Schwester auf dem Schoß, wiegte sie hin und her und machte: »Psst, psst, psst«, um sie zu beruhigen. Die älteste Schwester lag noch immer draußen im Staub. Die zweitälteste Schwester wimmerte und war untröstlich. Für Dritte war alles eigenartig gedämpft, sogar der Schmerz in ihrem Knöchel. Dritte schwieg. Sie musste einen

Schluck Wasser trinken gegangen sein, denn irgendwann stand sie vor dem Fenster am Wasserfass. Durch einen zitternden Schleier aufsteigender heißer Luft sah sie, wie zwei Dorfbewohner auf die Reisfelder hinausgeführt wurden. Auch alle Geräusche waren gedämpft, nur das Summen der Fliegen nicht.

Einer der Dorfbewohner war ihr Vetter. Er hatte ein sanftes rundes Gesicht und einen buschigen Schnurrbart. Er trug ein gestärktes kariertes Hemd, das seine Mutter wohl noch am selben Morgen saubergeklopft hatte, und die lockeren schwarzen Beinkleider des Volkes. Die Hosen hatten an der Innenseite des Beines einen Luftschlitz, und einer der Nachbarn fuhr mit der Klinge seines Bajonetts daran entlang. Konsterniert trat ihr Vetter einen Schritt zurück, zu verstört, um wütend zu sein. Dritte sah, dass einer der Nachbarn einen Witz machte, lachte und seine Zigarette ins Wasser schmiss.

Beide Männer wurden auf die Knie niedergestoßen. Der andere Dorfbewohner, ein sehniger, nervöser Onkel, fing an zu betteln, redete auf sie ein. Ein Nachbar legte ihm ein Knie auf die Schulter und riss ihm brutal den Kopf an den Haaren zurück. Der Onkel hielt seine dünnen Hände zum Schutz gegen die Bajonette hoch.

Drittes Vetter kniete mit gefalteten Fäusten da und blickte ruhig über die Schulter auf die wohlvertrauten Berge, als ob ihn die Kerle nichts angingen, außerstande zu glauben, dass er sterben musste.

Dritte konnte sich an seine Ermordung nicht erinnern. An das Gesicht des Mannes, der es tat, erinnerte sie sich. Er war winzig und dünn und abscheulich, und um seine tabakgelben Zähne glänzte es golden. Seine Wangen waren von tiefen Pockennarben verunstaltet, und sein Grinsen war wie eingefroren. Es klappte über seine ganze untere Gesichtshälfte, und Dritte begriff, dass er grinste, um andere zu erschrecken, weil er sich böse fühlte und meinte, Bosheit müsse so aussehen und Bosheit werde ihm Bedeutung verleihen.

Plötzlich lag ihr Vetter auf der Seite, immer noch mit sanftem und verwirrtem Gesichtsausdruck. Einst waren er und Dritte zusammen die Sterne anschauen gegangen, und er hatte genauso auf dem Boden gelegen. Dritte war damals mit dem Kopf auf seiner Brust eingeschlafen. Jetzt breitete sich Blut über seiner Brust aus, füllte das ordentliche Muster des gestärkten karierten Hemdes aus.

Er war der Buchhalter. Kein anderer würde je so gut wie er über die Schafgarben Bescheid wissen. Die Mutter zog Dritte sacht vom

Fenster weg. Die Nachbarn statteten ihnen einen Besuch ab. In großen Zügen stürzten sie Wasser aus Drittes Becher hinunter. »Wir sind eure Freunde«, sagten sie zu Drittes Mutter und beschlagnahmten den Reis, den sie nicht versteckt hatte. Sie wiesen sie an, ihr Menstruationsblut aufzuheben. Drittes Mutter verneigte sich mit hoch über den Kopf gehaltenen Händen vor ihnen. Sie lächelte. Als sie fort waren, zog sie Dritte an sich, und ihre Hände zitterten. Dritte hörte, wie die Nachbarn unter dem Haus ihren »Weißen Damen« nachjagten. Sie nahmen sie ihnen weg.

»Sie haben etwas mit unserem Blut vor«, sagte Drittes Mutter. »Sie wollen die Kraft unserer Männer schwächen.«

Sie schlachteten zehn der alten Häuser. Drittes Haus fing an, ein neues Geräusch zu machen, ein einschmeichelndes, gepresstes Geräusch. Die Wände bebten leicht. Drittes Mutter riskierte einen Blick aus dem Fenster und sah, wie sie auf den Leichnam des Veters einhackten. Das neugeborene kleine weiße Haus lag neben ihm. Die Nachbarn waren dabei, neue tote Häuser aufzustellen, die nicht in andere Täler gehen konnten.

»Wir haben hier nichts mehr verloren«, sagte Drittes Mutter. In der Nacht packte sie den Kocher und einen Topf und ihren Reis zusammen, und sie brachte ihre Kinder aus dem Dorf fort.

Sie mussten ihr altes treusorgendes Haus zurücklassen. Sie banden es an einem Pflock fest. Es merkte, dass es verlassen wurde, und konnte nicht verstehen, warum. Als sie sich davonschlichen, begann es, hinter ihnen herzubrüllen, und zerrte heftig an der Leine, mit der es festgemacht war. Verlassene Häuser starben mitunter aus Kummer.

»Geh!«, flüsterte Drittes Mutter und stieß sie vorwärts und gab ihr noch einen Schubs, als Dritte sich umdrehte. »Geh weiter! Sieh dich nicht um, nicht einmal, wenn ich hin falle.« Sie hörten, wie die Nachbarn sich gegenseitig etwas zuriefen. Es klang, als ob sich Hunde ankläfften. Dritte und ihre Familie huschten in den Schatten der Bäume und warteten, bis ihr Haus endlich verstummte. Dann zogen sie weiter.

Sie gingen zur Stadt, wie es jedermann tat. Die Mutter trug Dritte die meiste Zeit auf dem Rücken.

Auf der Hochzeit von Drittes Vetter hätte es Blumen gegeben. Noch nach Jahren fühlte sie, wie sehr sie sich darauf gefreut hatte. Alle Mädchen des Dorfes wären durch eine Blumenkette verbunden gewesen. Dritte hätte die Braut geleitet.

Die Dorfbewohner ließen die Blumen, Lotusblumen, am Rand der Reisfelder wachsen. Außer bei besonderen Anlässen wurden die Blumen nicht gepfückt. Am Morgen waren die Lotusblumen immer weit offen; am Nachmittag waren sie zu. Es hatte ein Medium im Dorf gegeben, eine Frau, die behauptete, sie habe die Seele eines Prinzen, der seinerseits von der Seele eines Zauberers besessen sei. Dritte hatte ihr einmal dabei zugesehen, wie sie zum Beweis ein Glas im Mund zermalmt und es verzehrt hatte. Jedes Haus hatte einen Altar für den Buddha, der jeden Monat mit einem anderen Haus getauscht wurde.

Die Menschen des Volkes sangen, wenn sie sprachen. Die Sprache war tonal; Melodien hatten eine Bedeutung. Auch die Zahlen sangen. Die Schafgarben wurden hingeworfen und bildeten Muster, die Töne waren. Sie schienen zu sprechen. Sie verwandelten sich in Lieder.

Festlieder, Arbeitslieder, Küchenlieder – alle wurden sie mit den Schafgarben geworfen. Jedermann sang sie. Noch lange Zeit später ertappte sich Dritte dabei, wie sie sie summt. Sie wusste nicht mehr, was sie bedeuteten. Sie hatte die Worte und die Zahlen vergessen. Aber noch immer murmelten sie ihr etwas vor wie Stimmen in der Erinnerung.

Ihr Name war ein Zauber, eine Zahl, und Drittes Mutter brauchte ihn nur zu sagen, und schon dachte sie an Tiger. Als sie aus dem Dorf flohen, hatten Dritte und ihre Familie schreckliche Angst vor Tigern. Wenn sie sich irgendwo schlafen legten, zündete Drittes Mutter ein Feuer an, um sie abzuwehren.

Mitten in der Nacht spürte Dritte heißen Atem auf ihren Wangen und schlug die Augen auf. Drohend hing das Gesicht des Tigers über ihr, so groß wie sie. An seiner Schnauze klebte Blut, und seine großen grünen Augen starrten ihr ins Herz, durchbohrten sie wie Pfeile, drangen ihr in die Seele, machten sie stumm und kalt. Dritte rührte sich nicht. Sie konnte ohnehin nichts tun. Der Tiger beschnüffelte sie noch einmal und tappte dann, da er bereits gefressen hatte, auf seinen großen dunkelgelben Füßen lautlos davon. Dritte blickte sich um und sah, dass Mutter und Schwester noch am Leben waren.

Dritte konnte danach nicht mehr einschlafen, und so versuchte sie, die Sterne zu zählen. Es ging so langsam. Eins. Zwei. Drei.

Plötzlich brachen Zahlen aus ihr hervor. Die Zahlen tobten, die alten Zahlen, zornig und entwurzelt. Sie griffen aus ihr hinaus nach etwas, nach einer Lösung, einem Grund. Fast hätten sie es erfaßt. Das Ausmaß der Welt. Die Zahl der Menschen. Dritte fühlte ihren Atem und

ihr Herz enger werden. Die Zahlen verzogen sich himmelwärts wie ein Schwarm Vögel. Fast konnte sie sie krächzen hören. Sie sah das Muster, das sie bildeten. Es war das Muster der Zukunft, schwarze Flügel und Tigerstreifen.

Am Morgen stand sie mit ihrer Mutter auf und erzählte ihr nichts von alledem.

Teil II

Die Zeremonie

Die Stadt Saprang Song hatte gepflasterte Straßen, über zweitausend davon, und eine Kanalisation, die für eine Million Menschen ausreichte. Zu der Zeit, als Dritte erwachsen war, hatten sich acht Millionen Menschen, das halbe Volk, darin zusammengedrängt.

Die Altstadt war aus Stein und Stahl gebaut, die Neustadt aus Fleisch. Die Nachbarn hatten neuartige mobile Wohneinheiten eingeführt. Sie waren langsam und dumm, lange beigefarbene Röhren mit Rippen an der Umwandung und einem einzigen Fenster und einer einzigen Tür. Wenn sie geschlossen war, sah die Tür aus wie die Unterseite eines Pilzes, lauter Lamellen. Wenn sie aufging, kam eine Lasche aus Fleisch heraus wie eine Zunge, und das war die Treppe.

Eigentlich sollten sich die Häuser über das ganze Land ausbreiten. Stattdessen entdeckten die Flüchtlinge, dass die Häuser mit ihren Beinen, die wie gekochte Hühnerflügel aussahen, klettern konnten. Sie hatten lange drahtige Haare. Jedes Haus konnte sich an der Rückseite eines anderen festklammern. Da es von Flüchtlingen wimmelte, wuchsen die Häuser zu waghalsigen Türmen an, zu hohen, schiefen Wohnhaufen, Wohnwellen, ohne jede Straße dazwischen. Sie sahen aus wie eine aufgetürmte Masse von Planwagen.

Die Menschen mussten auf und über die Häuser anderer gehen, um zu ihren eigenen zu gelangen, oder sich durch enge Gänge an Häusern vorbeiquetschen, die zu winzigen Läden oder Bordellen umfunktionierte worden waren. Sie schrien sich gegenseitig an, ruhig zu sein, und wehrten herankriechende neue Häuser mit Besen ab. Leinen mit grauer und ausgebleichter Wäsche hingen zwischen den Türmen, und die Luft war immer erfüllt von Kochgerüchen und dem lautstarken Dröhnen der

Unterhaltungssendungen. Manchmal brachen die Rippen der untersten Häuser durch das Gewicht, und die Türme stürzten in einer Fleischlawine in sich zusammen. Während des Monsunregens liefen regelrechte Wasserfälle von Stufe zu Stufe die Türme hinunter und überschwemmten die untersten Schichten. Die Häuser wurden krank, weich, faulig und leck. Die allerärmsten Leute trockneten die toten Häuser und lebten in den Gehäusen. Oder sie aßen sie auf.

Sie kämpften mit wilden Stadttieren, die durch die Straßen streiften und Abfälle fraßen und die ungeliebten Toten.

Dritte stand im Begriff, ihr linkes Auge zu verkaufen. Das war allgemein üblich. Es gab Händler dafür. Ohne Betäubungsmittel gegen den Schmerz würden sie es ihr herausreißen und einfrieren und es als Transplantat oder Maschinenteil verkaufen. Das war natürlich illegal. Die Händler hatten auf den Märkten Buden, mit denen sie schnell umziehen konnten, wenn die Nachbarn kamen.

Viele Menschen standen in der Schlange und warteten. Die alte Frau vor Dritte hatte dort, wo eigentlich ein Auge sein sollte, bereits einen verrunzelten Hautsack. Sie war dabei, ihr zweites Auge zu verkaufen, um ihrer Enkelin ein Hochzeitskleid kaufen zu können. Sie war sehr ruhig und würdevoll und stolz, ganz in makellosem Schwarz. »Sie dürfen nicht meinen, ich hätte immer so ausgesehen, o nein«, sagte sie lächelnd und drohte scherzhaft mit dem Finger. »In meinem Dorf war ich eine große Dame.« Das sagten sie alle, aber wegen der freundlichen, bestimmten Art, mit der sie sprach, glaubte Dritte ihr. »Meine Enkelin wird jetzt auch eine sein. Das ist ihre Mutter, die dort, meine Tochter.« Eine Frau in einer schicken rosa Jacke stand ein gutes Stück abseits der Schlange und tat so, als sähe sie sie nicht. »Ist sie nicht hübsch? Es ist ihr so peinlich. Sorgen Sie doch bitte dafür, dass sie das Geld bekommt.«

»Der Nächste. Sie da«, sagte der Händler, der erschöpft und feist aussah in seinen weißen Shorts und dem buntbedruckten Hemd. Er brachte die alte Frau weg, und sein junger Sohn ging ihm dabei zur Hand. Er zog einen an Ringen aufgehängten schwarzen Vorhang um sie herum zu, wie bei einer Duschkabine. Als die alte Frau wieder hervorkam, waren beide Augen geschlossen, ihre Haut war weiß und glitschig vor Schweiß, und sie tastete mit den Händen hilfesuchend nach Dritte und versuchte zu sprechen, aber die Laute waren undeutlich und verzerrt wie bei einem Tonband, das mit falscher Geschwindigkeit läuft.

Sie packte Drittes Arm, und das Zittern ihrer Knochen versetzte Dritte einen Schock, der wie ein Stromstoß wirkte.

Dritte fiel in Ohnmacht. Sie hatte nichts gegessen und zu wenig Blut, hatte stundenlang angestanden, und die Übelkeit schien in Wellen von der alten Frau auszuströmen. Als Dritte wieder aufwachte, lag sie auf dem Asphalt, auf zermatschtem sauren Kohl, und die Frau war weg. Ein Soldat in der Uniform der Nachbarn war über sie gebeugt.

»Der Friede Gottes«, sagte er. Er stammte aus dem Volk, vom Land, und mit der Höflichkeit eines Bauern verneigte er sich, wobei er seine Hände wie beim Gebet in Mund- und Kinnhöhe zusammenlegte. Das hieß, der Soldat betrachtete Dritte als seinesgleichen.

Das war sie eindeutig nicht. Dritte knurrte und setzte sich auf. »Friede Gottes«, murmelte sie und machte keine Anstalten, sich zu verneigen. Sie versuchte aufzustehen, um wieder ihren Platz in der Schlange einzunehmen. Der Soldat half ihr auf die Beine, gab aber ihren Arm nicht frei und ließ sie nicht wieder zur Bude des Händlers zurückgehen.

»Vielleicht möchten Sie etwas essen?«, fragte er und bleckte mit einem dümmlichen Grinsen eine Batterie schiefer grüner Zähne. Er war sehr hässlich, hatte kein Kinn und einen großen Adamsapfel und Falten quer über dem Hals.

»Ja«, sagte Dritte sofort, und es war ihr gleichgültig, was er von ihr wollte, obwohl ihr noch immer flau im Magen war. »Da drin.« Es war ein kleiner Laden, der getrocknete Insekten in Gläsern verkaufte. Manche von ihnen waren mit Zuckerguss überzogen.

»Nein, nein, dort können Sie nicht essen«, sagte er und zog sie mit sich fort.

»Aber genau das will ich«, protestierte sie und warf einen wehmütigen Blick hinter sich auf das Fenster voller Insekten. Was für ein Spinner war das nun wieder? Wollte er eine Prostituierte? Sie, Dritte, war keine Prostituierte, das musste er doch sehen. Sie gehörte zu den Dastang Tze-See, was »Verzweifelte Fliegen im Dreck« bedeutete. Verzweifelte Fliegen ließen sich andere Lebensformen in die Gebärmutter einpflanzen, so wie sie es auch tat. Kein Mann kam ihnen je zu nahe. Es kursierten dumme, widerwärtige Geschichten von Männern, die in Frauenleibern auf lauende Haie gestoßen waren. Er hatte sie in der Schlange gesehen, er musste Bescheid wissen. Was also wollte er?

Er brachte sie zu einem anständigen Speisewagen, wo Familien aßen, mit einem Schild und einem Mann, der eine Schürze trug, und er bestellte

ihr Schweinebraten und Bohnensprossen und Reis, und fast wäre sie wieder in Ohnmacht gefallen, von dem Geruch und vor Staunen.

Sie stopfte sich den Mund voll. Die Haut des Schweinefleisches war tatsächlich mit Salz eingerieben worden, und sie war knusprig und fetttriefend, und die Bohnensprossen waren heiß und frisch und schmeckten sauber, und der Reis war reichlich und schwamm in Sojasoße.

»Schmeckt's?«, fragte der Soldat.

Dritte zuckte nichtssagend die Achseln, doch ihre Backen waren prall und glänzten von Fett. Es war nicht klug, wenn man zu dankbar wirkte. Der Soldat sah ihr beim Essen zu und lächelte immer noch. Wenn er doch bloß zu grinsen aufhörte, dachte sie, und diese Zähne verbergen würde. Arme Leute sollten niemals lächeln. Sie dachte gerade darüber nach, ob sie noch die Kraft besaß, ihm davonzurennen, als er sagte: »Ich muss jetzt gehen.«

Mit leicht zusammengekniffenen Augen und noch immer kauend sah sie ihn an.

»Ich muss in die Kaserne zurück. Wie wär's? Kommen Sie doch morgen um die gleiche Zeit hierher, dann essen wir wieder zusammen.«

»Na gut«, sagte Dritte achselzuckend.

»Sie werden kommen? Sie werden sich nicht wieder in die Schlange stellen?«

Dritte puhlte sich ein Stück Schweinefleisch aus den Zähnen. Sie lebte von der Schlange.

»Ich gebe Ihnen Geld, Sie müssen nicht hin.«

»Ich komme«, sagte Dritte mürrisch.

»Bis morgen dann«, sagte er und wandte sich ab, um sich seinen Weg durch die Menge zu bahnen.

»Hoi!«, rief Dritte hinter ihm her, und er sah sich um. »Warum machen Sie das?«

»Um des Volkes willen«, sagte er. Er lächelte nicht mehr und verneigte sich wieder wie vor seinesgleichen.

Am nächsten Tag war er da und wartete auf sie. Das machte ihn noch geheimnisvoller. Er bestellte ihr zu essen und fing dann an, ihr von sich zu erzählen.

»Mit Zahlen kenne ich mich nicht gut aus«, sagte er und lachte, als hätte er einen guten Witz gemacht. »In der Schule war nicht viel los mit mir. Aber in der Armee tauge ich was.«

Er war nicht besonders intelligent, befand Dritte. Darum lächelte er immer so. Irgendwie brachte sie das dazu, ihrerseits zu lächeln und sich wohlzufühlen.

»Davor«, sagte der Soldat in der unschuldigen Überzeugung, dass sie das interessant oder irgendwie nötig fand, »war ich Priester.«

In den geordneten Zeiten vor dem Krieg waren alle jungen Männer Priester geworden statt Soldaten. Er musste sich dafür entschieden haben. Warum, fragte sich Dritte, erzählt er mir das alles?

»Ich trug den Kopf kahlgeschoren. Die gelben Gewänder. Und ich arbeitete nicht, man gab mir zu essen. Wenn jemand starb, saß ich mit den Angehörigen zusammen und hörte mir die Geschichte des Verstorbenen an. Stundenlang saßen wir so.« Er zeigte ihr, wie er dagesessen hatte, die Hände auf die Schultern der Leute gelegt und sich wiegend. »Ich schrieb die Geschichte auf und legte sie in den Tempel, damit man ihr Leben erfuhr.« Er lächelte wieder.

»Ein Drittel der Speisen, die ich erhielt, tat ich in die Geisterkästen zur Speisung der Toten. Viele Priester machten das nicht, sie behielten das Essen, aber das ist nicht recht. Die Speisen sind für die Toten bestimmt. Damit sie sich nicht einsam fühlen.«

Glaubt er das? Glaubt er an Geisterkästen und Lebensgeschichten? Was will er von mir? Als ihr die Antwort klar wurde, war sie ganz einfach, und Dritte kam sich töricht vor, dass sie nicht schon früher darauf gekommen war.

Er will, begriff sie, eine Frau. Ach, du armer Mann. Das ist es. Er ist Priester gewesen, und seine Zeit ist um – alle jungen Männer waren zwei Jahre lang Priester und heirateten dann, und jetzt ist es für ihn an der Zeit zu heiraten. Sie fand sein Festhalten an dem Brauch rührend. Es war fast mathematisch. Und traurig. Denn dieser Mann war hässlich.

Er hieß Krähe. Krähen waren Omen des Todes. Seine Familie hatte zur Bestrafung irgendeines Vergehens einen verfluchten Namen erhalten, und daher waren sie Ausgestoßene, nur jetzt nicht, wo man Soldaten brauchte. Als Priester wäre er gemieden worden. Gutwillig und freundlich erschien er ihr, gutwillig und freundlich. Kein Mensch, der etwas auf sich hielt, würde sich seine Familiengeschichte von jemandem schreiben lassen, der Krähe hieß.

»Sie haben mir Ihren Vornamen nicht genannt«, sagte sie. Erst als es schon heraus war, wurde ihr klar, dass sie genau das gesagt hatte, was vorgeschrieben war. So war der Brauch. Man weiß den Nachnamen

und fragt erst später nach dem Vornamen. Wenn jemand um einen wirbt.

Er nannte ihn ihr, und sie musste vor Verlegenheit die Augen schließen, die Welt aussperren. O nein, das durfte nicht wahr sein, armer, armer, hässlicher Mann.

In gewisser Hinsicht bedeutete sein Name »Nährer des Ostens«. Er konnte aber auch ganz einfach »Kot« bedeuten. Krähenkot mit dem ewigen Lächeln.

Und ich bin auch hässlich, dachte sie. Oh, sie wusste das durchaus. Sie war kurz und krummbeinig, mit dicker Taille und dicken Handgelenken. Er will eine Frau, die nicht schön ist, und er will eine ohne gesellschaftliche Stellung. Er will eine Frau, die ihm dankbar sein muss. Und doch ... da war noch etwas. Er war ein Mann vom Lande. Vielleicht war er ja auch ein guter Mann?

Ein guter Mann, der eine Frau will, ist eine Gelegenheit, auch wenn er noch so hässlich ist. Also gut, Krähenkot, dachte sie. Ich bin das Hungern leid. Ich bin den Lärm leid und die Bettlaken der Leute, die mir das Fenster verhängen. Aber halt, ich bin zu streng. Ich glaube, du hast auch gute Seiten. Mal sehen.

»Ich bin ein Mädchen vom Lande«, erzählte sie ihm. »Die Stadt verwirrt mich. Aber es heißt, ich wäre auch sehr geschickt. Was eine Frau bei der Hausarbeit braucht, ist Verhältnismäßigkeit. Die hatte ich immer. Meine Familie nannte mich Kleine Prinzessin, weil Prinzessinnen die Zeit haben, Blumen zu richten. Ich hatte die Zeit nicht, aber ich war flink genug, um alles zu richten. Das klingt, als wollte ich angeben.«

Schüchtern senkte Dritte den Blick. Sie war überrascht, wie leicht es ihr nach all der Zeit fiel, ein Mädchen vom Lande zu werden. Sie hatte geglaubt, sich zu verstellen.

»Aber ich liebe das Schöne. Und ich liebe es, wenn alles an seinem Platz steht. Und ich liebe die Zwischenräume.« Sie merkte, dass sie die Wahrheit sagte.

»Ich denke oft, dass die Sterne ihren festen Platz haben. Wenn ich die Matte und die Schüssel und den Soßenkrug auf den Boden setze, denke ich: Die haben auch einen festen Platz. Wie die Sterne.« Und sie lächelte.

O Dritte, dachte sie, du bist schamlos. Krähenkot grinste und grinste. Nur zu, dachte sie.

Am nächsten Morgen kam ihr Blutagent. »Ich habe ein großes Vermögen geerbt«, erzählte sie ihm. »Ich brauche dich nicht.«

»Was ist mit meinen zehn Prozent?«, fragte er.

Dritte war sich über seine zehn Prozent unendlich viel klarer als er. Sie schüttete ihr Blut über ihn, ganz genau zehn Prozent dessen, was sie ihm sonst gab. Kreischend taumelte er zurück. Er wusste genau, dass das Blut der Dastang Tze-See oft Krankheiten barg, obwohl er es dennoch verkaufte. Sein dudelsackartiges Ding saugte und schmatzte, es roch sein Fressen. Es nahm ebenfalls zehn Prozent.

So, dachte sie, als sie ihm hinterherschautete, jetzt werden wir sehen. Einen anderen Blutagenten kriege ich alle Tage. Aber sie hatte nach wie vor die Male am Arm. Krähenkot kam tatsächlich um sie werben, steif und förmlich. »Ich komme, das gnädige junge Fräulein besuchen«, sagte er und verneigte sich in seiner Armeeuniform. Er war so stolz darauf, in der Armee zu sein. In Drittes Augen wirkte er lächerlich.

Er hatte ihr ein Geschenk mitgebracht. »Das fiel mir ins Auge«, sagte er und reichte ihr ein Geschenkkästchen aus geflochtenem und lasiertem Schilf, »und ich dachte: Jemand in meiner Stellung kann sich nicht ohne etwas einfinden, womit er sich erklärt.«

Warum fragst du mich nicht nach den Malen auf meinem Arm?, dachte Dritte. Warum fragst du nicht, wieso ich überhaupt noch am Leben bin? Sie warf einen Blick auf das Geschenkkästchen, und sie schürzte die Lippen und gab es ihm zurück. »Ich will es nicht«, sagte sie.

In ihrem Hinterkopf hatte Dritte ein Tier sitzen, geboren aus Hunger und Dreck, Dreck und Unordnung und Scham, wie ein beißender Gestank. Das Tier sagte: Ich muss das haben. Das Tier sagte: Ich werd's nicht kriegen, ich hab noch nie etwas gekriegt, ohne mir irgendetwas herauszureißen. Sie brachte Krähenkot mit Leuten wie ihrem Blutagenten durcheinander. Sie merkte gar nicht, dass sie abscheulich zu ihm war.

Bei jedem Besuch, den er ihr abstattete, beleidigte sie ihn. »Sie sind ein gemeiner Soldat. Irgendein Feldwebel, sagen Sie. Ich kann mich mit Ihnen nicht sehen lassen. Ich stamme aus guter Familie. Es gehört sich nicht. Warum kommen Sie immer noch hierher?«

Und Krähe lächelte weiter. Findest du das etwa witzig?, dachte sie.

Wenn er nicht da war, wenn sie nicht mehr verbittert und unruhig und leicht verletzlich war, kam es ihr in den Sinn, dass Krähe womöglich Verständnis hatte. Er verstand vielleicht, warum sie wütend war,

obgleich sie es selbst nicht verstand. Entweder das, oder er war zu dumm, um überhaupt etwas zu merken. Ich muss aufhören, sagte sie sich, die Leute für dumm zu erklären. Ich bin eine Dastang Tze-See. Wie komme ich dazu, jemand für dumm zu erklären?

Ihre Mahlzeiten nahm sie allein ein. Sie aß eine Art Quark aus Abwässern, die durch Mikroorganismen zum Gerinnen gebracht wurden. Er hieß Kriegs-Tofu und war geruchlos und absolut geschmacklos.

Nachts war ihr kalt, und sie zitterte unter einer einzigen dünnen Decke wie ein Hund, der träumt.

O Herr, o Buddha, schick ihn zu mir zurück, und ich werde ihn um Verzeihung bitten, sprach sie dann zum sternenlosen Nachthimmel.

Und er kam zu ihr zurück, und sie beschimpfte ihn, und Krähe lächelte und verneigte sich. Sie benahm sich genauso, wie man es von einem Mädchen vom Lande erwartete.

Dann bat er sie zur Zeremonie.

Das kam so unerwartet, so wunderbar, dass Dritte nicht anders konnte, als ihn fuchsteufelswild vor die Tür zu setzen. Zeremonie? Wie könne sie mit ihm, Krähenkot, zur Zeremonie gehen? Man habe sie bereits gebeten, sie habe viele Freunde, er solle sich trollen und sich im Stillen fragen, für wen er sich eigentlich halte.

Es bestand nicht die leiseste Hoffnung, dass irgendjemand sie zur Zeremonie mitnahm.

Das Volk hatte einen Prinzen. Die Erwähnung seines Namens reichte aus, und schon brannten jedem salzige Tränen tief in den Augenhöhlen, denn der Prinz war noch aus der alten Zeit, als das Land unbesiegt gewesen war. Er war dick und gesund, hatte prächtige weiße Zähne und war gütig und klug. Sogar die Nachbarn erkannten seine Qualitäten. Das war auch der Grund, dachte Dritte, weshalb sie ihn wieder auf den Thron gesetzt hatten. Vor ihrer Nase betete er für die Erlösung seines Volkes. Dritte hatte Bilder von ihm aus Zeitungen an der Wand hängen. Sie betete zu ihm. Sie liebte ihn, nicht so, wie man einen Mann liebt, sondern wie man sich selbst liebt und die Dinge, die einen ausmachen. Sie war sehr entschieden, wenn die Rede auf den Prinzen kam.

Und Krähe hatte sie zur Zeremonie gebeten, wo sie ihn sehen würde.

Sie meinte, dessen nicht würdig zu sein. Sie meinte, hässlich und dunkelhäutig zu sein und nichts Passendes anzuziehen zu haben. Als Krähe sie bat, wollte sie sich verstecken, den Kopf verstecken und aus dem Haus laufen.

»Ich gehe mit jemand anderem«, erklärte sie ihm. Sie war so arm, dass sie nichts besaß, womit ihre nervösen Hände hätten spielen können.

»Diesem Jemand wird große Ehre zuteil«, erwiderte Krähe.

Ich hasse dich, dachte Dritte. Warum raspelst du so viel Süßholz? Du bist wie eine Aufziehpuppe.

»Ich bin, hoffe ich, ein Freund«, fuhr Krähe fort. »Daher hoffe ich, dass dies Ihren Geschmack trifft und dass Sie es bitte tragen, wenn Sie mit Ihren Freunden zur Zeremonie gehen.«

Er legte es auf den Fußboden von Drittes Haus – oh, in alten Zeiten hätte sie gar kein eigenes Haus gehabt, und wenn doch, hätte er dort nicht mit ihr allein sein können, es war alles ein Schattenspiel, aber er wollte daran glauben. Er war es, der daran glauben wollte. Er legte ein neues Kleid auf den Fußboden. Es war schwarz, tiefschwarz, edelschwarz, nicht die Sorte Schwarz, die im Regen fleckig wird, gutes Schwarz. Und es waren goldene Blätter darauf. Dritte hätte beinahe geweint.

»Warum haben Sie das getan? Ich habe Sie nicht darum gebeten!«, tobte sie. »Ich brauche Ihre Kleider nicht.«

»Natürlich nicht. Oh, das versteht sich doch von selbst«, erwiderte Krähe. »Aber es wäre eine solche Ehre für mich, wenn Sie es tragen würden.«

Dritte war zumute, als müsste sie sich hinknien und weinen. »Ich werde es mir überlegen«, sagte sie. Sie besaß zwei Kleider, die schon vor langer Zeit ihre Farbe vergessen hatten. Als Krähe fort war, hielt sie das Kleid ans Licht. Das Licht fing sich auf den Blättern. Einundzwanzig waren es. Eine Glückszahl. Die Schneiderin hatte es gewusst und sich wahrscheinlich gefragt, ob jemand es merkte oder zu schätzen wusste, dass das Kleid ein Orakel war. Ich weiß es zu schätzen, sagte Dritte zu der schweigenden Schneiderin. Dann überfiel sie Bestürzung. Wie soll ich ihm sagen, dass ich mit ihm gehe? Ich bin so grob gewesen. Ich habe ihn weggeschickt, ob er wohl zurückkommt?

Er kam zurück, aber ohne Geschenke. Das ist gut, dachte Dritte, du hast mir schon genug gegeben. Keine Geschenke. Es wird Zeit, dass ich dich mit ein wenig Achtung behandle.

Und so verneigte sie sich, als er eintrat. »Herr Krähe«, sagte sie. »Wir befinden uns in einer ungewissen Lage, ohne Anleitung. Und ich denke: Hier ist ein Mann des Volkes, der in der Armee dient, weil er das für richtig hält. Das ist gewiss sehr ehrbar. Und ich sollte seinen Stand

nicht gering achten. Oder fürchten. Und ich denke: Meine fabelhaften Freunde sind nichts gegenüber diesem einen Mann, der so sehr auf das Wohl seines Volkes und auf seine Arbeit bedacht ist. Ich sollte nicht so streng sein. Und daher treffe ich eine leichte Entscheidung. Eine, die mich freut. Ich sage meinen Freunden: Es gibt da jemand ganz Besonderen, der diesmal Vorrang genießen muss. Nächstes Jahr sieht es vielleicht schon anders aus. Vielleicht habe ich im nächsten Jahr gar nicht die Gelegenheit. Es ist im Leben nun einmal so, dass wir die Gelegenheit, das Rechte zu tun, nur einmal erhalten. Und es ist unsere Pflicht, das Rechte zu tun.« Und sie ging zur Zeremonie.

Die Zeremonie war in der Altstadt mit ihren Straßen aus Stein. Eine fremde Stadt, dachte sie, als sie hindurchging. Sie hasste rechte Winkel. So viele der breiten Prachtstraßen trafen sich im rechten Winkel, und sie wusste, dass Fremde sie gebaut haben mussten. Doch plötzlich wurden die Straßen wieder eng und anheimelnd, und sie dachte: Auch wir haben einst in Stein gebaut. Da hasste sie den Stein nicht mehr. Sie und Krähe gingen zum Hauptplatz.

Der Platz war der älteste Teil der Stadt Saprang Song. Ringsum standen Schirmtannen und Tempel. Die Tempel waren aus vulkanischem Gestein oder Ziegeln erbaut, hatten dünne und feine Türmchen und lächelnde Steingesichter, die den Buddha darstellten. In der Mitte des Platzes war eine gepflegte grüne Rasenfläche mit einer Kiesbahn rundum und einer Tribüne auf einer Seite. Er wurde jetzt hauptsächlich für Pferderennen benutzt. Einmal im Jahr wurde die Zeremonie darauf abgehalten ...

Inmitten der Grünfläche war eine provisorische Bühne aufgebaut worden. Ein kleines Orchester in förmlicher Abendgarderobe saß darauf und litt unter der Hitze. Gelb gekleidete Priester mit frisch geschorenen Schädeln saßen in dichten Reihen auf den Ehrenplätzen direkt vor der Bühne. Hinter ihnen auf dem Rasen oder der Tribüne kamen die wohlhabenden Leute der Stadt. Sie saßen mit ihren Picknickkörben auf Matten, und sie trugen die Tracht des Großen Landes. Sie hatten hübsche Kinder, kleine Mädchen in rosa- oder orangefarbenen Hosen mit weißen Söckchen und glänzenden schwarzen Schuhen, die lachend mit Eistöten in der Hand umhersprangen. Die Frauen saßen mit untergeschlagenen Beinen ruhig und heiter auf Teppichen wie Prinzessinnen, das Haar zu glatten, geölten Aufbauten mit funkelnden Blechsternen hochfrisiert.

Dritte besaß nur ein einziges Hemd, das musste sie zu dem neuen Kleid anziehen. Das Hemd war aus billigem Baumwollstoff mit verblassten blauen Blumen und durchgescheuertem Kragen. Ihr stumpfes, ungeöltes Haar, das sie streng zurückgekämmt und mit einer bunten Schnur zusammengebunden trug, war das einer Bäuerin. Sie hielt ihre ärmliche kleine Handtasche mit dem Perlbesatz umklammert und ging dahin, ohne sich umzuschauen, blind vor Scham.

»Feldwebel! Feldwebel!«, rief eine Stimme. »Feldwebel Krähe!« Ein Mann, der mit Sonnenbrille, Uniform und schwarzem Barett auf einem Klappstuhl saß, winkte ihnen. Er rauchte eine Zigarette in einer Spitze aus Knochen, auf die er beim Rufen mit den Zähnen biss. Er trug blankpolierte kniehohe Stiefel.

Als sie auf ihn zutraten, verneigte sich Krähe grinsend und verneigte sich noch einmal mit hoch über dem Kopf erhobenen Händen. »Zu Befehl, Oberst Tam Dah!«, sagte Krähe mit unangenehmem, bellendem, offiziellem Tonfall. »Frau Tam Dah!«, sagte er zur Gattin des Obersts. Sie neigte mit unbeirrtem Lächeln kaum merklich den Kopf. Dann wandte sie den Blick von ihm ab und sah durch Krähe hindurch, wobei sie sich ihren Hosenanzug glattstrich und ihre Sonnenbrille zurechtrückte.

»Unserer Meinung nach ist diese Zeremonie überaus wichtig für das Volk«, sagte der Oberst. »Ein Gefühl der Kontinuität ist von größter Wichtigkeit, sehen Sie das nicht auch so, Feldwebel? Unter den gegebenen Umständen.«

Die Umstände, dachte Dritte. Die Nachbarn halten uns gefangen, und ihr Stadtleute habt euch ihnen angeschlossen. Kein Wunder, dass ihr die Stimme senkt.

»Gewiss, Herr Oberst. Die Weisheit ist augenfällig«, sagte Krähe zackig. Selbst in seinem neuen grünen Kampfanzug und mit seinen geschniegelten schwarzen Haaren sah er kläglich und klein aus, wie er ständig katzbuckelte und sich verneigte. Dritte trat von einem Fuß auf den anderen. Die Frau des Obersts trommelte mit den Fingerspitzen auf ihre Knie. Zwei Ohrenstöpsel berieselten sie mit Musik. Im Picknickkorb lag obenauf eine angebrochene Tafel Schokolade. Gleich würde die Höflichkeit es verlangen, dass der Oberst Krähe dazu einlud, der Zeremonie mit ihnen beizuwohnen.

Da sagte Krähe: »Sie müssen mich entschuldigen, Herr Oberst. Aber wir haben Sitzplätze auf der Tribüne, und wir müssen uns langsam dorthin begeben.«

»Natürlich, natürlich«, sagte der Oberst, der bereits woanders hinschaute. Mit der über der Stuhllehne hängenden Hand winkte er lässig zum Weggreten.

»War mir eine Ehre, Herr Oberst. Eine Ehre, gnädige Frau«, versicherte Krähe ihnen.

Als Dritte sich entfernte, hörte sie die Frau mit überlauter Stimme wegen der Ohrenstöpsel sagen: »Hmmm! Die Krähe und ihr Täubchen.«

Dritte stürmte Krähe voraus die Treppe der Tribüne hinauf. Sie rempelte einen Verkäufer an, der Spatzen in Käfigen anbot, und trampelte den Leuten, die aufstanden, um sie durchzulassen, auf die Zehen. Wenn ich schon ein Bauer bin, dann benehme ich mich auch wie ein Bauer, dachte sie. Sie setzte sich hin, ohne die Leute neben sich anzulächeln und zu grüßen, ohne Krähe anzuschauen, als er sich zu ihr setzte. Sie antwortete ihm mit kurzen bissigen Knurrlauten.

»Schau, Dritte, Leute aus dem Großen Land«, flüsterte er. Dritte hatte noch nie Leute vom Großen Volk gesehen. Man hatte ihnen besondere Plätze unter einem Baldachin nahe der Bühne zugewiesen. Sie kamen alle auf einmal, mit schwerfälligen Bewegungen wie Häuser, lang, unbeholfen, mit riesigen gestiefelten Füßen, und sie hatten tatsächlich die Hautfarbe gerupfter Hühner. Ihre Frauen, mächtige Säulen in zerknautschter Baumwolle, ließen sich in ihre Liegestühle plumpsen und waren froh, ihr Gewicht los zu sein. Sie wirkten alle so riesig, aufgeblasen vor Macht, wie sie sich auf die Stühle flegelten und Kaugummi kauten. Sie machten Dritte Angst, und sie machten sie wütend. Was haben sie hier zu schaffen, wenn sie gar nicht hier sein wollen?, dachte sie. Wir wollen sie nicht. Sie verstehen nicht. Sie glauben nicht. Dies ist unser Land. Eine von ihnen hatte orangefarbene Haare und war mit Tupfen übersät wie ein Fisch. Oder ein Hai.

Plötzlich klang es wie Meeresrauschen, und alles Volk stand auf und brüllte. Das musste der Prinz sein. Dritte schaute sich aufgeregt nach allen Seiten um, und schließlich sah sie in der Luft einen Wagen aus dem Norden kommen, der von vier riesengroßen Schwänen gezogen wurde, und ein Mann saß darin, und Dritte fühlte, wie etwas Unerwartetes sie in der Brust packte. Ja, ja, er war es, und er sah genauso aus wie auf ihren Bildern. Er lächelte und winkte und warf beide Arme über den Kopf wie der leibhaftige Geist der Freude. Der Wagen strich dicht über die Köpfe

der Menge, und der Prinz warf händeweise weiße Lotusblüten herab. Sein Anzug und sein Schlips waren weiß. Die Schwäne waren weiß, sie streckten ihre langen Hälse, ihre Schwingen rauschten. Dann ruderten sie heftig rückwärts, und die Kutsche ging über der Bühne nieder. Wächter rannten herbei, um sie festzuhalten. Das Orchester setzte mit einer munteren, beschwingten Melodie ein, die der Prinz selbst komponiert hatte. Bevor der Wagen noch richtig aufgesetzt hatte, sprang er über die Seite wie ein ausgelassener dicker Schuljunge. »Hoch! Hoch!«, rief er, und plötzlich stieg hinter der Bühne ein ganzer Schwarm Luftballons auf.

Sie waren silbern, und es waren Tausende, für jedes Jahr der Geschichte des Landes einer. Alle wurden sie auf die Tribüne zugeweht. Sie tanzten durch die Lüfte auf die Leute zu, und jeder von ihnen war ein plastisches silbernes Porträt des Prinzen, und jeder von ihnen sagte mit der Stimme des Prinzen: »Eine Spende. Eine Spende für den Buddha. Eine heilige Spende.« An den Enden ihrer Haltebänder aus Metallgliedern hing jeweils eine dreifingrige Hand. Die Hände streckten sich aus, und die Leute drängten sich eifrig vor, ein jeder reichte mit den Händen über die Schultern des Vordermanns, um Ohringe oder Reiskuchen hineinzulegen. Dritte hielt eine kleine Kupfermünze hin. Die Hand des Ballons fühlte sich warm und rubbelig an. »Hab Dank, Schwester«, sagte der Ballon. Dritte sah ihr Gesicht in dem des Prinzen widergespiegelt.

»Zum Himmel! Zum Himmel!«, rief der Prinz strahlend, und die Ballons sogen Luft ein, schwellen an und begannen ganz langsam in einem Pulk aufzusteigen. Der Prinz trieb sie an, indem er seine Arme weit ausholend wie Windmühlen kreisen ließ. Die Priester, die sich ruhig gehalten hatten, sprangen auf die Füße und fingen an, wild auf Gongs, Glocken und Zimbeln einzuschlagen. Die Ballons vermengten sich miteinander und glänzten im Sonnenlicht vor dem reinen Blau des Himmels. Sonnenlichtflecken huschten über die Menge, blendeten sie, brachten sie zum Kreiseln. Dann erhob sich über den ganzen Lärm langsam und feierlich ein Lied.

Es war ein altes Lied, ein Lied, das Dritte fast wieder einfiel, ein Lied, das alle vergessen haben mussten, dachte sie. Die Frau neben Dritte fasste zu ihr herüber und nahm ihre linke Hand. Alle Leute fassten sich an den Händen, als wären sie eine Festtagsgirlande. Auch Krähe nahm ihre Hand. Ja, dachte sie, wir sind nicht geschlagen, wir sind nicht

gebrochen. Wir sind noch immer das Unbesiegte Volk. Ein schönes junges Mädchen aus dem Volk, deren Gesicht ganz verkniffen war, weil sie das Lachen unterdrücken musste, lief auf die Bühne und küsste den Prinzen, und das Volk jubelte. Viele gute Dinge sind wirklich, dachte Dritte. Ich werde einen Mann haben. Ich werde ein Leben haben. Die Ballons entschwanden, bis sie wie ein Heer von Tagsternen aussahen. Ganz hoch würden sie steigen und dann platzen, doch ihre Seelen würden immer weiter steigen.

Der Prinz schaute hinauf und winkte. »Lebt wohl!«, rief er ihnen zu, wie ein Kind. Unverwandt schaute Krähe Dritte mit seinem ewigen gebrochenen Lächeln an.

Drei Monate später brachen wieder Kampfhandlungen aus.